

aber seine Darstellung überhaupt prägnant ist und sich immer nur auf einen Gedanken beschränkt, so werden auch die Tierfabeln nicht breit erzählt, sondern als etwas allgemein Bekanntes vorausgesetzt und daher nur angedeutet. Die Lehre daraus zu ziehen, bleibt dem Zuhörer überlassen, über dessen Vorstellungskreis der Dichter nirgends hinausgreift. Er war tief religiös, konservativ und den neuen Idealen des Rittertums abhold; er lebte der alten Zeit, aus der er Frute und Nüdeger vergleichsweise in seinen Sprüchen vorführt. Auf eine ältere Zeit weist auch die Strophenform seiner Sprüche, die sich aus drei Reimpaaren zusammensetzt, von denen das letzte durch Einschub einer Weise eine Erweiterung erfährt. Wann er starb, wissen wir nicht. Daß er 1175 noch lebte, kann daraus geschlossen werden, daß er den Tod Walthers von Hausen und Heinrichs von Staufen beklagt.

Über das Leben Spervogels, von dem eine andere Gruppe der Sprüche stammt, geben uns diese keine weitere Auskunft, als daß er ein Fahrender war. Er beklagt das Los des Spielmanns, tut es aber in einer möglichst allgemeinen Form, und auch dort, wo er Lehren erteilt, entbehrt seine Darstellung der frischen Unmittelbarkeit Hergers. Spervogel steht mit seinen Anschauungen schon unter dem Einflusse der höfischen Kunst, rühmt sich deren auch gelegentlich einmal und zeigt sie in der Technik des Vers- und Strophenbaues. Eigenartig ist seinen Sprüchen die Häufung von Gedanken und Bildern, die wie in der Priamel lose aneinander gereiht, aber nicht immer, wie in dieser, überraschend verknüpft werden. Gern wählt er zum Abschluß einer Gedankenreihe ein Bild, um dadurch eine verblüffende Wirkung zu erzielen. Dies geschieht in noch höherem Grade in jenen Sprüchen, die dem jungen Spervogel zugeschrieben werden und aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen.

5. Die ersten höfischen Romane.

Zur Zeit, als unter romanischem Einflusse der Minnesang im Süden Deutschlands seine ersten Blüten trieb, entstanden im Nordwesten einige epische Dichtungen, die, nach französischen Vorlagen verfaßt, für das Leben in den höfischen Kreisen berechnet waren und so den endgültigen Sieg der weltlichen Richtung über die geistliche ankündigten, in deren Interesse doch ursprünglich französische Stoffe deutsch bearbeitet worden waren. Vor allem wurde die Minne, die in den deutschen Epen bis dahin nur bei Episoden eine Rolle spielte, zum leitenden Motiv und damit nach französischem Muster die ersten Liebesromane in die deutsche Literatur eingeführt.

Hierher gehört ein Gedicht, das 1170 bis 1173 in Thüringen, wahrscheinlich von einem Ritter, verfaßt wurde und die Geschichte des Grafen Rudolf erzählt, die im Orient, und zwar zur Zeit der Kreuzzüge sich abspielten. Ob der deutsche Dichter den Stoff aus einer schriftlichen französischen Vorlage schöpfte oder ihn nur vom Hörensagen kannte, läßt sich nicht nachweisen. Gewiß aber ist, daß die Sage in Frankreich entstanden und schon in der Vorlage unseres Dichters mit einem historischen Ereignisse verschmolzen war. Graf Hugo von Puiset war 1127 Erbe der Grafschaft von Toppa geworden, geriet aber mit Sulko von Anjou, dem König von Jerusalem, in Streit und sollte sich nach dem Schiedsspruche der Pairs zum Zweikampf stellen. Er floh jedoch zu den Ägyptern und bot sie zum Kriege gegen Sulko auf. Durch Vermittlung des Patriarchen unterblieb zwar der Kampf, aber Hugo mußte in die Verbannung gehen, wo er vor Ablauf der festgesetzten Frist starb. Mit dieser geschichtlichen Tatsache nun wurde die von Frankreich über ganz Europa verbreitete Sage von Beuves de Hanstonne verbunden, die von der viel geprüften Liebe des christlichen Ritters Beuves, des Sohnes Guidos, zu der Tochter eines heidnischen Königs erzählt. Die deutsche Bearbeitung läßt die Hauptmomente der geschichtlichen Tatsache trotz der aufgenommenen sagenhaften Züge noch deutlich erkennen und lehrt uns die Verhältnisse in Jerusalem, sowie die Stimmung in Europa nach dem ersten Kreuzzuge kennen. Leider ist der Zusammenhang der einzelnen Teile der Dichtung infolge der mangelhaften Überlieferung nicht immer ersichtlich.

Spuren des höfischen Wesens fanden wir schon in der Kaiserchronik und in Lamprechts Alexanderlied; der Graf Rudolf aber zeigt uns die neue ritterliche Lebensanschauung bereits ausgebildet und in dem Helden das ritterliche Ideal des Mannes verkörpert. Er versteht den kunstgemäßen Gebrauch der Waffen, kennt die feinen Umgangsformen, weiß mit den Frauen zu verkehren und wird deren Liebling. Daher spielt auch die Minne eine bedeutende Rolle, aber noch hält sich die Darstellung ihres Waltens frei von Reflexionen und ist voll Wahrheit und Anmut. Auch in anderen Dingen kündigt sich der neue Geschmack schon deutlich an. Wir werden Zeugen höfischer Feste und Feierlichkeiten, bewundern luxuriös eingerichtete Gemächer, sehen Ritter sich in prächtige Rüstungen kleiden und freuen uns mit dem Grafen über seines Rosses treffliche Eigenschaften; kurz, mitten in das höfische, durch die Etikette vorgezeichnete Leben führt uns der Dichter, aber er tut es mit wenigen Worten, einfach und maßvoll.

Frei von jeder historischen Beziehung ist die anmutige Geschichte des Liebespaares Flore und Blancheflore (Blume und Weißblume). Die Sage ist byzantinischen Ursprungs, kam über Italien in das Abendland und fand hier bis hinauf nach Island Gefallen und Bearbeiter in gebundener und ungebundener Rede. Schon um 1170 brachte sie am Niederrhein ein Dichter nach einer französischen Vorlage in schlichte, deutsche Verse, von denen uns aber nur ein Teil überliefert ist.

Flore (Floyris), der Sohn eines heidnischen Königs, und Blancheflore, die Tochter einer christlichen Kriegsgefangenen, werden in der Blütezeit an einem Tage und in einer Stunde geboren und sind sich vom ersten Augenblicke ihres Daseins an in zärtlicher Liebe zugetan. Aus Furcht, Flore könnte einmal seine Gespielin zum Weibe nehmen, verkauft sie der König in das Morgenland. Flore aber verläßt Haus und Hof und zieht in die Ferne, um die Verlorene zu suchen. Er kommt immer dorthin, wo Blancheflore eben gewesen ist, und hört die Leute von ihr erzählen. In Babylon erteilt ihm ein Mann Ratsschläge, wie er zur Freundin gelangen könnte. Ein Sarazenenfürst hält sie in einem unnahbaren Turm eingeschlossen. List führt zum Ziele. Flore wird in einem Korbe, mit Rosen verdeckt, zu ihr getragen. Aber den Freunden des Wiedersehens aber vergessen sie die Vorrichtung, werden von dem Fürsten entdeckt und zum Feuertode verurteilt. Eines von beiden könnte durch den Zauberring Flores gerettet werden. Doch entschlossen, kein getrenntes Schicksal zu tragen, werfen sie den Ring in das Meer. Solche Liebe und Treue rührt das Volk und den Sultan. Er begnadigt beide und entläßt sie reich beschenkt. Sie gehen nach Spanien und sterben dort hundert Jahre alt an demselben Tage und in derselben Stunde.

Der Zauber des Märchens bestimmt der „Rose“ und der „Lilie“ Geschick; der reinen Liebe stilles und ungetrübtes Glück ward ihr Lohn für die Leiden schwer geprüfter Treue. Nicht so verführend waltet die Minne in dem Leben Tristans und Isolde's, eines anderen viel genannten, durch die Dichter alter und neuer Zeit verherrlichten Liebespaares. Hier tritt uns die Minne als Dämon entgegen, der in den Liebenden die Leidenschaft zur verzehrenden Flamme anfacht, Gottes unverbrüchliches Gesetz und des Menschen heiliges Recht mißachtet, seine Opfer in Schuld verstrickt und nicht ruht, bis er sie dem Verderben in die Arme getrieben hat. Es ist der zügellosen und verbrecherischen Liebe unheilvolle Macht, die Gihart von Oberg in seinem Tristan wohl erst nach 1180 zum ersten Male in die deutsche Dichtung einführt. Kraftlos erweist sich des Menschen Wille, machtlos der Sitte eiserne Satzungen gegenüber der Gewalt dieser Liebe. Tristan und Isolde trifft keine Schuld; sie sind nur willenlose Puppen, die von einer außerirdischen Macht von Schuld in Schuld getrieben werden. Dies ist der Gedanke der Tristansage. Ihn herauszuarbeiten und die Sage psychologisch zu vertiefen, blieb Gottfried von Straßburg vorbehalten. Gihart hält sich noch getreu an seine französische Vorlage, die für jene allbezwingende Macht der Minne ein Symbol, den Zauberkraut, einführt, durch dessen Genuß in Tristan und Isolde die Liebesrauserei entflammt wird. Der Zauber, nicht der verderbte Wille, hat die beiden zu Ehebrechern gemacht, fügt Gihart, ihre Tat entschuldigend, hinzu.

Wie seine Vorlage, setzt sich auch Giharts Übersetzung aus einer Reihe von lose aneinandergereihten Abenteuern zusammen, in denen das Sinnliche, oft recht widerlicher Art, vorherrscht. Von der Komposition und Verwertung der gebotenen tragischen Motive ist noch keine Spur zu merken. Die Darstellungsweise bewegt sich noch in dem alten, durch die Spielleute gelegten Geleise; so z. B. gebraucht er bei Kampfschilderungen die üblichen Formeln, liebt ferner sprichwörtliche Redensarten, vergleicht die Ritter gern mit den Helden der nationalen Sage und läßt auch noch Fahrende auftreten. In der dramatischen Führung des Dialogs und durch die höfischen Anreden verrät er den Einfluß seiner Vorlage, aus der er auch, wie es der moderne Geschmack verlangte, Wörter herübernahm. Und diesen hat Gihart als ein nach französischer Sitte gebildeter Ritter wohl gekannt. Er stammte aus dem seit 1189 bezeugten Ministerialengeschlecht von Oberg im

hildesheimischen Gebiete und erscheint bereits in einer Urkunde desselben Jahres neben seinem Vater als Dienstmann Heinrichs des Löwen. Später war er Ministerial der Söhne Heinrichs, des Pfalzgrafen Heinrich und Königs Otto. Zwischen 1209 und 1227 trat er in die Dienste des Grafen Siegfried von Blankenburg. Seinen Tristan dürfte er nach 1170, aber vor 1180 geschrieben haben. Er bediente sich aber dabei nicht der niederdeutschen Mundart seiner Heimat, sondern des Mitteldeutschen. Seine Reim- und Verskunst genügte den Anforderungen seiner Zeit nicht mehr, und darum wurde sie bald einer Umarbeitung unterzogen, die wir aus späteren Handschriften kennen. Von Giharts eigener Übersetzung sind uns nur Bruchstücke überliefert. Sie lebte aber, im fünfzehnten Jahrhundert, in Prosa aufgelöst und gedruckt, fort im Munde des Volkes, während Gottfrieds Dichtung der Vergessenheit anheimfiel. Gilhart gilt als Vorläufer der höfischen Dichtkunst und gewiß hat er mit der Wahl des Stoffes jene Dichtung angebahnt, die in der deutschen Literatur bald die Herrschaft gewann.
